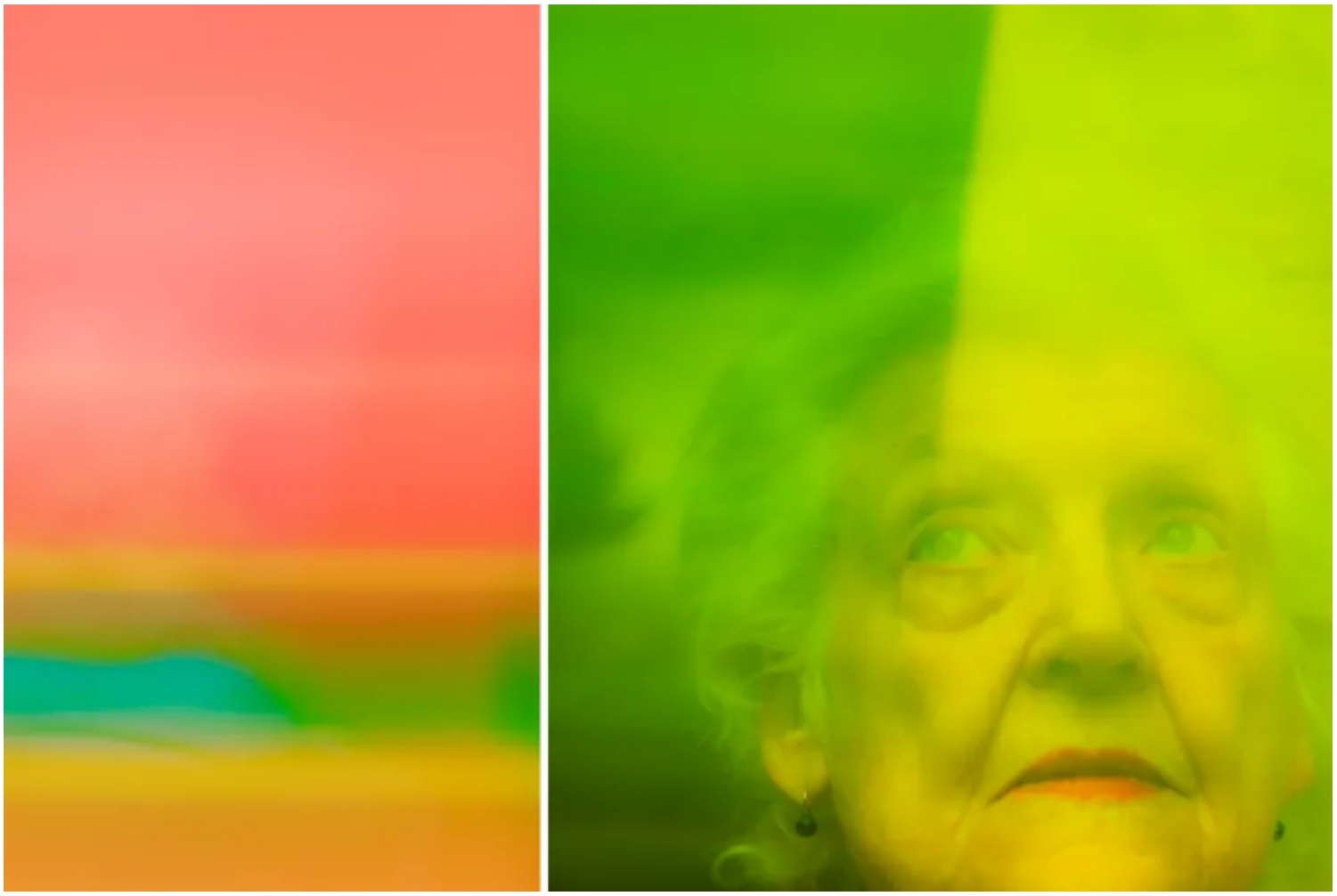

Die Amerikanerin Sheila Hicks lebt und arbeitet seit vielen Jahren in Paris. © Paul Rousteau

Sheila Hicks

"Ich habe mich nie als Künstlerin gesehen"

Z+ EXKLUSIV FÜR ABONNENTEN

Ihre Skulpturen aus Wolle und Stoff haben die Bildhauerin Sheila Hicks zu einem Star der Kunstszene gemacht. Dabei wurde sie lange für ihre Webarbeiten belächelt. Ein Gespräch darüber, wie man über sechzig Jahre lang bei der Sache bleibt. Interview: Christoph Amend

ZEITMAGAZIN NR. 34/2023 — 9. AUGUST 2023

Eigentlich sind wir an diesem Tag in Paris mit Sheila Hicks verabredet, um über ihr Leben zu reden, aber sie bringt erst mal ein anderes Thema auf: "Wollen Sie wissen, wo Sie hier sind?" Sheila Hicks, 89, trägt ihre grauen Haare halblang, dazu roten Lippenstift. Seit über sechzig Jahren macht sie Kunst. Ihre Arbeiten sind so abstrakt wie viele Werke von Gerhard Richter – nur sind sie aus Textilien [https://www.zeit.de/thema/textilie] gemacht, einem Material, das in der Kunstwelt lange nicht ernst genommen wurde. Das hat sich in den letzten zehn Jahren geändert: Hicks wurde mit großen Ausstellungen geehrt, in der Tate Modern in London, im Centre Pompidou in Paris.

Wir besuchen sie in ihrem Studio in einem Hinterhof im Quartier Latin, es ist voller Arbeiten von ihr, voller gewebter Teppiche und ihrer berühmten bunten Ballen, die aus Stoffen genäht sind und zu weichen Skulpturen werden. Mittendrin sitzen einige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Tisch, nähen und sortieren Stoffe.

SHEILA HICKS

89, in Hastings (Nebraska) geboren, wuchs in Detroit auf und studierte an der Yale School of Art. Hicks gilt als einflussreichste Textilkünstlerin der Welt. In diesem Sommer hat die Berliner Galerie Meyer Riegger Werke von ihr ausgestellt.

Natürlich wollen wir wissen, was es mit diesem Ort hier auf sich hat. Sheila Hicks geht also vor, führt den Fotografen und mich durch den Hof des alten Gebäudes, wir laufen über Kopfsteinpflaster, der Hof ist voller Bäume, sehr gepflegt. "Da drüben sitzt die Giacometti-Stiftung", sagt sie, "hier hatte Balthus sein Atelier", überall Bezüge zu berühmten Künstlern. Gemeinsam gehen wir ein paar Schritte über das Kopfsteinpflaster, sie öffnet das schmiedeeiserne Tor zu einer kleinen Gasse, "das Restaurant Le Procope ist das älteste in Paris", Gründungsjahr 1680 steht an der Wand. "Da oben", sie zeigt jetzt auf ein Dachgeschoss, "saß die Redaktion des *Journal du peuple,* der Zeitung der Französischen Revolution."

Seit den 1960ern hat Sheila Hicks hier ihr Atelier, sie wohnt im Nebenhaus. Als junge Künstlerin nahm sie auf ihrem Weg zur Post oft die Abkürzung durch den Hof. Eines Tages sprach der damalige Besitzer des Gebäudes sie an und wollte wissen, was sie beruflich mache – schließlich bot er ihr einen Raum an.

Sheila Hicks, 1934 in Nebraska, USA, geboren, hat es früh in die Welt hinausgezogen, erst nach Südamerika, später nach Asien und Afrika, vor allem aber nach Paris. Nach unseren Fotoaufnahmen fragt sie, ob wir das Interview nicht in einem Café um die Ecke machen wollen, es sei ja Mittagszeit. Vor dem Café sitzen zwei Frauen, die eine fast in ihrem Alter, die andere deutlich jünger. "Geben Sie mir einen Moment", sagt sie. Die drei plaudern ein paar Minuten auf Französisch, dann kommt Sheila Hicks zurück, "das sind die beiden Menschen, die ich in Paris am längsten kenne". Wir gehen ins Café, nun kann das Gespräch beginnen.

ZEITmagazin: Frau Hicks, wer waren die beiden Frauen?

Sheila Hicks: Sie sind Mutter und Tochter, ich kannte ihren Mann beziehungsweise ihren Vater. Seiner Familie gehörte ein großes Gebäude in Paris, er hat mir in den Sechzigern einen Raum zur Verfügung gestellt, damit ich dort an einem Projekt für die Ford-Stiftung arbeiten konnte.

ZEITmagazin: Sie wurden 1967 damit beauftragt, die New Yorker Räume der Stiftung, die Künstler und Menschenrechtsorganisationen unterstützt, mit Ihren Skulpturen auszustatten.

Hicks: Das war eines meiner frühesten Projekte, ja. Als ich die Anfrage der Architekten bekam, hatte ich gar kein Studio! Zufällig war ich mit dem Mann und der älteren der beiden Frauen, die jetzt da draußen sitzen, zum Mittagessen verabredet und klagte über meine Lage. Und er sagte: Sie können einen der leeren Räume in unserem Haus haben, Sie müssen nur versprechen, dass Sie wieder ausziehen, wenn das Projekt abgeschlossen ist. Er war Architekt, im Laufe der Arbeit wurde er zu einem wichtigen Berater, ich war ja vollkommen unerfahren, und er war so stolz darauf, dass er sogar mit mir zur Eröffnung nach New York kam. An dem Abend verabschiedete er sich von mir, sagte, er fliege jetzt noch weiter nach Chile. Und dann ist er verschwunden.

ZEITmagazin: Verschwunden?

Hicks: Ja, auf dem Weg zurück nach Paris ist er in ein Flugzeug gestiegen, und das Flugzeug ist verschwunden. Im Bermudadreieck.

ZEITmagazin: Sie haben solche Dramen immer wieder erlebt. Ich habe von einer Kommilitonin gelesen, mit der Sie in der amerikanischen Stadt Syracuse Malerei studiert haben und mit der Sie dann gemeinsam 1959 an der Yale School of Art in Connecticut angenommen wurden. Sie beging kurz darauf Suizid.

Hicks: Es war sogar ihre Idee, dass wir uns gemeinsam dort bewerben sollten – gib mir dein Portfolio, hat sie gesagt, ich reiche es mit ein. Ich kannte sie nicht besonders gut. Wir wurden angenommen, und in dem Sommer bevor es losgehen sollte, hat sie sich umgebracht.

ZEITmagazin: Warum das?

Hicks: Das wurde nie klar, ich hatte auch zu wenig Kontakt mit ihr gehabt. Ich war verwirrt, ich war ja selbst noch so jung und wusste danach überhaupt nicht, was ich tun sollte. Zurück auf unsere alte Schule gehen? Doch in Yale anfangen?

Künstlern durch das Museum, um über ihre Lieblingsbilder zu reden. © Paul Rousteau

ZEITmagazin: Sie haben sich am Ende für Yale entschieden.

Hicks: Und ich wusste nicht einmal, was mich dort erwarten würde. Ich hatte keine Ahnung von Bauhaus!

ZEITmagazin: In Yale unterrichtete damals Josef Albers, einer der einflussreichsten Künstler des 20. Jahrhunderts. Er war vorher am Bauhaus in Weimar gewesen, 1933 floh er vor den Nazis in die USA.

Hicks: Ja. So kann das Leben spielen. Er war mein wichtigster Einfluss, wenn es um Abstraktion und den Umgang mit Farben ging.

ZEITmagazin: Der Kunstprofessor George Kubler, ein Kollege von Josef Albers in Yale, hat Sie damals auf das prähistorische Textilhandwerk in Kolumbien aufmerksam gemacht, das durch abstrakte Farbgebung besticht, auch ein wichtiger Einfluss für Ihre Arbeit.

Hicks: Ja, ich habe gemerkt, dass ich meine abstrakten Bildideen am besten mit Textilien umsetzen kann. Das lag mir eher als etwa die Malerei.

ZEITmagazin: Ihre gestrickten oder genähten Objekte sind auf den ersten Blick einfach nur schön anzuschauen, auch wegen der oft leuchtenden Farben, aber Sie erzählen mit Ihrer abstrakten Kunst dazu noch Geschichten. Eine Arbeit von Ihnen, die vor Kurzem in Berlin zu sehen war, besteht aus vielen dicken Seilen, die auf einer Schnur nebeneinanderhängen: ein Porträt Ihrer Klasse bei Josef Albers in Yale. Jedes Seil steht für eine Studentin, einen Studenten.

Hicks: Ja. Die Seile unterscheiden sich, jedes steht für die jeweilige Persönlichkeit. Sie müssen sich diese Zeit so vorstellen: Josef Albers hatte 20 Studentinnen und Studenten in seiner Klasse, er tauchte auf, gab uns in gebrochenem Englisch einen Auftrag und verschwand wieder – so hat er gelehrt. Er war wie ein Mathematiker, er hat seine Theorien aufgestellt, und wir sollten diese Theorien dann in unseren Arbeiten belegen. Wenn wir fertig waren, kam er wieder, stellte unsere Bilder und Objekte zu einer Gruppenausstellung zusammen und sprach vor der Klasse darüber, was ihm aufgefallen war. So haben wir gelernt, unsere Arbeiten zu analysieren, auch das, was wir unbewusst gemacht hatten, es ging um die Frage: Ist das wirklich, was du sagen willst?

ZEITmagazin: Was haben Sie dabei über sich gelernt?

Hicks: Dass ich die Herausforderung liebe, ständig an mir zu arbeiten. So bin ich übrigens auch nach Chile gekommen. Albers sagte eines Tages zu mir: "Ich will, dass du meine Klasse in Chile unterrichtest."

ZEITmagazin: Dabei waren Sie selbst noch Studentin.

Hicks: Er hatte eine Gastdozentur für Architektur in Santiago de Chile und hatte dem Rektor versprochen, dass er einen Studenten aus Yale zu ihm schicken würde, um mit seiner Klasse dort in

seinem Sinne weiterzuarbeiten. Ich war natürlich vollkommen unvorbereitet, habe aber nur "Ja, ja" gesagt und bin nach Chile geflogen. Die Klasse bestand ausschließlich aus Männern, jungen angehenden Architekten, und ich habe Josef Albers vertreten.

ZEITmagazin: War das anstrengend?

Hicks: Überhaupt nicht. Es hat Spaß gemacht, wir haben viel gelacht.

ZEITmagazin: Wie würden Sie den Einfluss von Josef Albers auf Ihre Art zu denken beschreiben?

Hicks: Es geht um Wahrnehmung, darum, genau hinzusehen, wieder und wieder und wieder.

ZEITmagazin: Sie sind in Nebraska geboren. Aber auch Sie haben deutsche Wurzeln, Ihre Mutter kam ursprünglich aus Deutschland. Woher stammte sie genau?

Hicks: Das ist lustig, ich erinnere mich nicht, aber meine Tochter Itaka hat den Ort, aus dem die Eltern meiner Mutter kamen, vor Kurzem besucht. Warten Sie, ich rufe sie schnell an. *(Sie nimmt ihr Handy in die Hand.)* Itaka, ich sitze hier mit einem Gentleman zusammen, er fragt mich, wo genau in Deutschland meine Mutter herkam, warte, ich gebe ihn dir kurz.

Die Tochter erzählt am Telefon, dass sie erst eine Woche zuvor in Dunzweiler war, einem Dorf an der Grenze zwischen Rheinland-Pfalz und dem Saarland. Heute leben dort nicht einmal 1000 Menschen. Ihre Großmutter habe immer gesagt, es sei ein guter Ort, um dort geboren zu werden, was bedeute, es sei auch ein Ort, um ihn zu verlassen.

ZEITmagazin: Wissen Sie, was interessant ist? Das Heimatdorf Ihrer Familie liegt nahe der französischen Grenze.

Hicks: Das wusste ich nicht.

Rousteau

ZEITmagazin: Und Sie wohnen heute in Paris, seit 60 Jahren.

Hicks: Die meiste Zeit meines Lebens! Das verdanke ich übrigens Henri Peyre, einem französischen Professor in Yale, der eines Tages zu mir sagte: Südamerika ist gut, aber du kannst nicht dein ganzes Leben in Mexiko bleiben.

ZEITmagazin: Sie haben dort von 1959 bis 1964 gelebt.

Hicks: Er sagte: Wenn du nicht in Paris gewesen bist, weißt du nicht, was Kunst ist! Er hatte recht.

ZEITmagazin: Sie hatten offenbar nie Angst davor, alleine unterwegs zu sein: Ende der Fünfziger sind Sie alleine als junge Frau nach Südamerika gezogen. Und dann alleine nach Paris.

Hicks: Aber ich kann mich leicht anpassen. Meine erste Reise war 1957 nach Chile, als mich Josef Albers da hingeschickt hat. Mit einem deutschen Professor war es so: Du machst, was er dir sagt. *(Sie lacht.)* Sie wissen ja, dass ich einen deutschen Großvater hatte, und wenn wir mit ihm und seinen drei unverheirateten Schwestern zusammen in Nebraska die Sommerferien verbrachten, haben sie meine Erziehung und die meines Bruders übernommen. Da haben wir auch getan, was uns gesagt wurde. Und wir haben viel gelernt.

ZEITmagazin: Was genau?

Hicks: Ich glaube, das meiste, was ich heute mache, habe ich damals gelernt. Die ganz einfachen, aber wichtigen Dinge: Halte immer die Augen offen, höre immer genau zu, lerne, wie du dein Fahrrad reparieren kannst, damit du von niemandem abhängig bist, beginne Freundschaften und achte darauf, woraus diese Freundschaften bestehen. Und natürlich das ganze Handwerk, Sticken, Nähen, Malen.

ZEITmagazin: Wie kann man sich Ihre Kindheit vorstellen?

Hicks: Waren Sie schon mal in Nebraska?

ZEITmagazin: Nein.

Hicks: Es gibt viel Farmland, die Prärie, es ist der Mittlere Westen. Wir haben noch nie einen US-Präsidenten gestellt, es kommen auch sonst nicht viele Leute von dort, die man kennt, außer Marlon Brando und Henry Fonda. Als Kind habe ich mich immer gefragt, wer eigentlich aus Nebraska stammt, den man kennt, aber konnte niemanden finden, politische Vorbilder schon gar nicht.

Sheila Hicks' Handy klingelt, jemand aus ihrer Familie, sie geht dran, bedankt sich für "den schönen Tag" gestern, "a big merci", sagt sie auf Englisch-Französisch, "ich habe mich sehr wohlgefühlt".

ZEITmagazin: Was war gestern?

Hicks: Ich habe mich mit meinen Kindern und ihren Partnern zum Essen getroffen, meine beiden Enkel waren auch da, die Kinder meines Sohns, der ebenfalls in Paris lebt. Die Tochter ist 22, der Sohn

16. Wir haben über ihre Zukunftspläne gesprochen. Sie studiert in Kent, England, und macht bald ihren Abschluss. Der 16-Jährige wird im Sommer in einer Fabrik in Guatemala arbeiten, wir vertrauen dem Besitzer der Fabrik, das wird eine tolle Erfahrung für meinen Enkel.

ZEITmagazin: Das Reisen liegt offensichtlich in Ihrer Familie.

Hicks: Das ist so wichtig, finden Sie nicht auch?

Ein Zeitungsverkäufer tritt an unseren Tisch, "Bonjour Madame!", sagt er, er hat Ausgaben der Satirezeitschrift "Charlie Hebdo" dabei, Sheila Hicks kauft ihm ein Exemplar ab, stellt uns vor und fragt ihn, seit wann er hier im Viertel arbeitet, "Seit 1972, Madame", sagt er und strahlt, dann geht er an den nächsten Tisch.

Ich weiß noch, wie ich ihm vor Jahren auf der Straße begegnet bin und dass er traurig aussah. Ich habe ihn gefragt, ob alles in Ordnung ist, und er sagte: "Meine Frau verlässt mich." Ich habe geantwortet: "Vielleicht war es Zeit." Da musste er lachen.

ZEITmagazin: Frau Hicks, wenn man Interviews liest, die Sie früher gegeben haben, fällt auf, dass Sie nicht viel über Ihre Vergangenheit reden wollten.

Hicks: Wer will das schon?

ZEITmagazin: Sie bestehen angeblich darauf, über die Zukunft zu reden.

Hicks: Ich schäme mich nicht für meine Vergangenheit, aber sie liegt ja hinter mir.

entstand 2023. © Paul Rousteau

ZEITmagazin: Warum sollten Sie sich schämen?

Hicks: Schämen ist vielleicht zu viel gesagt, aber ich hatte immer meinen eigenen Kopf, war ständig unterwegs. Ich habe dreimal geheiratet, das ist für Frauen meiner Generation eher ungewöhnlich. *(Sie lacht.)*

ZEITmagazin: Textilkunst war lange Zeit nicht so anerkannt wie heute, Sie mussten dafür kämpfen. Wie schwer war das?

Hicks: Lassen Sie es mich so sagen: In Frankreich beispielsweise waren die Vorurteile früher gegenüber dem Material sogar größer als gegenüber der Tatsache, dass ich eine Frau bin. Es gab früher so wenige Künstlerinnen, die gezeigt wurden.

ZEITmagazin: Stimmt es eigentlich, dass Sie schon als Kind von acht oder neun Jahren so gut gemalt haben, dass Erwachsene staunten?

Hicks: Oh ja. Mein Bruder und ich haben Plakate für unsere Erdkunde-Lehrerin gemacht. Sie hat uns beigebracht, dass es eine Welt außerhalb von Nebraska gibt. Mein Bruder und ich haben eigentlich die ganze Zeit gezeichnet – er war übrigens besser als ich.

ZEITmagazin: Wie kommen Sie darauf?

Hicks: Ich habe ihn nachgemacht, er wusste, wie man Perspektiven zeichnet. Er ist später Psychoanalytiker geworden.

ZEITmagazin: Sie haben als Kind trotz Ihres Zeichentalents nicht davon geträumt, Künstlerin zu werden, sondern Schwimmprofi.

Hicks: Ja, ich war in meiner Highschool-Zeit eine richtig gute Schwimmerin. Damals habe ich für Esther Williams geschwärmt, sie war in den 1940ern ein Star in Hollywood, sie ist als Kunstschwimmerin bekannt geworden. Sie trat im Fernsehen auf mit ihren Synchronschwimm-Shows. Wir haben sie mit den Auftritten unserer Schwimmgruppe nachgemacht. Damals wurde übrigens noch darüber diskutiert, ob unsere Sportart olympisch werden sollte, das kam dann erst 1984.

ZEITmagazin: Heute arbeiten Sie mehr denn je, es sind neue Ausstellungen geplant überall in Europa, nächste Woche reisen Sie nach Málaga, um eine weitere Ausstellung vorzubereiten. Woher nehmen Sie Ihre Energie? Im kommenden Jahr werden Sie 90.

Hicks: Hat mir jemand gesagt, ja. Ist das schlecht?

ZEITmagazin: Überhaupt nicht! Aber woher kommt Ihre Energie?

Sheila Hicks blickt durch das Fenster des Cafés auf die Straße.

Hicks: Die Nachbarschaft tut mir einfach gut, schauen Sie doch, wie viel los ist. Es gibt so viel zu sehen. Ich kenne viele Künstlerinnen und Künstler, die so sind wie ich, die immer weiterarbeiten. Wir

sind einfach anders. Zurzeit macht es mir großen Spaß, am Montag in den Louvre zu gehen, wenn er menschenleer ist.

ZEITmagazin: Montag ist doch Ruhetag. Wie kommen Sie da rein?

Hicks: Der Kurator Hans-Ulrich Obrist hat mich und andere Künstler eingeladen, mit ihm an einigen Montagen, wenn der Louvre geschlossen ist, durch das Museum zu gehen und ihm unsere Lieblingswerke zu zeigen und darüber zu reden. Ich habe den Louvre lange gemieden, er ist einfach zu voll. Aber diese Einladung jetzt, dort mal wieder alleine mit der Kunst sein zu dürfen: Es gibt nichts Schöneres.

ZEITmagazin: Am Anfang unseres Gesprächs haben Sie den Auftrag für die Ford-Stiftung erwähnt. Sie haben immer wieder für Auftraggeber wie den amerikanischen Möbelhersteller Knoll gearbeitet, für den Sie Polstermöbel mit gewebten Stoffen entwarfen. War das eine bewusste Entscheidung, um Ihr Leben zu finanzieren?

Hicks: Das war kein Plan, es ist passiert, ich bekam plötzlich Anrufe mit solchen Anfragen. Aber diese Aufträge anzunehmen war im Nachhinein eine gute Entscheidung, ja.

ZEITmagazin: Andere hätten vielleicht gesagt: Ich bin Künstlerin, ich mache keine Auftragsarbeiten.

Hicks: Ich habe mich nie als Künstlerin gesehen, ich habe das noch nie in meinem ganzen Leben gesagt.

ZEITmagazin: Wirklich? Als was bezeichnen Sie sich stattdessen?

Hicks: Vielleicht: als eine Migrantin, die in einem fremden Land arbeitet. *(Sie lacht.)*

ZEITmagazin: Sie haben fast überall gearbeitet, in Japan, in …

Hicks: … Indien, Marokko, Saudi-Arabien, Südafrika. In Kapstadt habe ich vor mehr als 20 Jahren mit Frauen aus ganz Afrika zusammengearbeitet, das war im Auftrag der Unesco, der Workshop hieß "Traditionen der Zukunft". Wir hatten nichts, kein Material, keine Stoffe. Also habe ich gesagt: Lasst uns gemeinsam durch die Straßen gehen und alles sammeln, was die Leute wegschmeißen.

ZEITmagazin: Sie benutzen oft alte Kleidungsstücke in Ihren Objekten und verweben sie miteinander.

Hicks: Wenn wir jetzt hier aus dem Café herausgehen würden und nach weggeworfenen Dingen Ausschau hielten, was glauben Sie, was wir alles finden würden! Das Leben! Schauen Sie mal aus dem Fenster: Ist Ihnen auch aufgefallen, dass es gerade angefangen hat zu regnen?

ZEITmagazin: Nein. Sie beobachten die eigene Umgebung sehr aufmerksam.

Hicks: Ich bin eingeschaltet, das ist alles.

ZEITmagazin: Eingeschaltet?

Hicks: Ja. Präsent. Ich frage mich bei anderen Menschen oft, wo sind die gerade? Warum sind sie nicht wirklich da, jetzt, in diesem Moment? Der Zeitungsverkäufer gerade – er ist definitiv eingeschaltet. Er sieht hin und hört zu, er weiß, wo er langläuft, er beobachtet und reagiert.

ZEITmagazin: Ist das ein Weg, um glücklich zu werden? Eingeschaltet zu sein?

Hicks: Wenn Sie eingeschaltet sind, erleben Sie beides, Glück und Unglück, aber Sie erleben es wirklich, und darum geht es doch.

ZEITmagazin: Eine Frage habe ich noch, Frau Hicks. Stimmt es, dass Sie Ihre Tage und Nächte normalerweise in einem Vier-Stunden-Rhythmus verbringen? Vier Stunden schlafen, vier Stunden wach?

Hicks: Ja, oft, das hat sich so ergeben. Wenn ich wach bin, arbeite ich die meiste Zeit. Warten Sie, ich kann Ihnen das Wichtigste zeigen, was ich in den letzten 24 Stunden gemacht habe: Ich habe diesen Text für eine Ausstellung geschrieben. *(Sie reicht ihr Handy über den Tisch.)*

ZEITmagazin: Darf ich ihn laut vorlesen?

Hicks: Selbstverständlich.

ZEITmagazin: "Als ich als Kind zum ersten Mal aus einem Campingzelt gekrochen bin, habe ich Bäume und Wälder entdeckt, den weiten Himmel und Wolken am Horizont. Später habe ich Architektur entdeckt, Gärten, Straßen, Autos und Züge. Ich habe Schutz in Räumen gesucht und habe meinen Heimweg von der Schule nach Hause gefunden, indem ich mir Straßen und Gebäude gemerkt habe, bestimmte Häuser sind in mein Gedächtnis eingebrannt, und das passiert mir immer noch, fast 90 Jahre später. Deswegen verneige ich mich vor dem Werk des Architekten Álvaro Siza, indem ich einige meiner eigenen Arbeiten aus Leinen verleihe, damit sie gemeinsam mit seinen Zeichnungen ausgestellt werden."

Hicks: Die Arbeiten werden bald in einem Haus in Belgien zu sehen sein, das Álvaro Siza gebaut hat. Er ist in meinem Alter, 89.

ZEITmagazin: Auf Ihrem Handy steht noch ein Satz von Ihnen.

Hicks: Ja: "Dadurch fühle ich mich näher am Paradies."